Morgen-Ausgabe
Nr. 54 — 73. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Zweites Beiblatt
Sonntag, 1. Februar 1925

MUTTER...!

Eine Erzählung
Von
Oskar Maria Graf

Die Jugend des Heinrich Banzer verrann still und täglich, wie eben so eine Dorfjugendzeit verläuft. An sie zurückdenkend, erinnerte er sich an einen gotisch steilen Kirchenraum mit Weihrauchduft, an ein freundliches Schulzimmer mit sehr gebräunten Landkarten an den Wänden und an einen Lehrer, der sehr anheimelnd Geschichte zu lehren verstand. Schließlich kann noch der Tod des Vaters, der dem Veteranenverein Anlaß zu einem imponierenden Böllerschießen gab, eine Kommunion mit feierlichen, geschnörkelten Wachskerzen und eine Firmung mit erstem Betrunkensein, der Schulaustritt und eine idyllisch-sanfte Lehrzeit beim Buchbindermeister Vogel dazugezählt werden.

Man sagt, an die Jugend erinnert man sich am deutlichsten und liebsten. Bei Heinrich Banzer war es eigentlich nicht so. Bildlich ausgedrückt, schien seine Jugend eigentlich nur eine Menge von wohltuenden Hauchen gewesen zu sein, fast möchte man sagen, selbstverständliche Hauche, die man verspürt und sogleich wieder vergißt.

Ueber allem Gefahrdrohenden, wie ein schützendes Dach, stand Heinrichs Mutter. Gleichsam wie ein Wall umgab sie die Knabenjahre. Nichts eigentlich kam an Heinrich Banzer heran. Wo er hinsah, erblickte, fühlte er seine Mutter. Er hatte diese zerarbeitete Frau damals am Grabe des Vaters gesehen, ruhig, ins Schicksal ergeben, mit leicht betrübten Augen, eine harte, hagere, fast knorrige Gestalt.

Er war dabeigestanden, als diese Mutter dem Bürgermeister und den paar Gemeinderäten etliche Tage nach dem Begräbnis ihres Mannes klipp und klar sagte, von der Gemeinde lasse sie sich keinen Vormund bestellen, sie wisse besser um ihr Kind Bescheid und verbiete sich jegliche Einmischung. Die drei Männer machten einige Momente sehr verdutzte Gesichter, dann zuckte der beleibte Bürgermeister verlegen die Achsel und meinte nur noch: „Nu ja, es ist halt so Vorschrift ... Wenn du es machen kannst ... Man hat ja bloß gemeint, Banzerin ... Da braucht nicht zu schimpfen."

Dann gingen sie. Die Banzerin stand eine Zeitlang da und schaute ihnen durchs blitzblank geputzte Fenster nach.

Kleiner Schreinermeister war der selige Johann Banzer gewesen. Schlecht und recht gings gerade immer so. Jetzt lag alles tot da.

Nach kurzer Zeit kamen Geschäftemacher zur Witwe und wollten billig die Bretter und sonstigen Bestände der Werkstätte kaufen. Mit zerschliffen-mitleidigen Gesichtern kamen sie daher, redeten herum und hinum und kamen endlich mit ihrem eigentlichen Anliegen heraus. Aber sie mußten unverrichteter Dinge wieder gehen, denn die Banzerin wußte um den Wert ihres Besitztums genau Bescheid, besser, als je einer vermutet hätte. Erst nach zirka einem Jahr veräußerte sie die handwerklichen Hinterlassenschaften ihres Mannes, und zwar genau nach der Berechnung, die sie aufgestellt hatte. Am Abend desselben Tages stand sie in der Stube, strich dem Knaben über den Kopf und sagte in beruhigtem Ton: „Das, Heinrich, das leg' ich dir auf der Sparkaff' an. Ich brauch ja nichts mehr ... Wenn's aber schlecht geht mit dir, hast was."

„Schlecht geht" hörte Heinrich Banzer mit einem unbehaglichen, fremden Gefühl. Und „hast was" war gewissermaßen eine ausgleichende Zuflucht für ihn.

Hast was — das wurde allmählich für ihn gewohnte Sicherheit. Dieses instinktive Wissen um ein Geborgensein, wenn alles schief ging, dies — und seine Mutter, das blieb in Heinrich Banzers Seele.

Zwanzig Jahre war er, da starb seine Mutter. Gewiß, er litt hart daran, aber — wie das ist — fällt ein Wall, flüchtet man hinter den anderen. Heinrich Banzer verkaufte ohne großes Bedenken das Haus. Die Summe war ihm wie ein Schiff, das ihn über alle Fährnisse des Lebens tragen konnte. Er ging in die Stadt. Fremd war alles. Er verlor den Halt und hielt sich ganz an sein Geld. Er verbrauchte es wahllos und dachte nicht weiter an das Morgen und übermorgen nach. Es wurde langsam, ohne daß er's fürs erste richtig fühlte, öde um ihn. Oede und verlassen.

Seine Gedanken griffen herum, seine Augen schauten hilflos aus. Er wußte nicht mehr weiter. So oft er träumte, es stand immer wieder seine Mutter vor ihm in diesen Nächten. Sie beugte sich über ihn, ihr Gesicht war unsagbar sanft und berührte das seine. Und rund herum war es dunkel. Nur die Mutter lebte, ihr Kopf, ihre Gestalt, ihre hageren Arme, ihre ruhigen, sicheren Augen. —

Dann verwischte sich das Bild. Der vergangene Tag mit seinen tausend häßlichen Ereignissen und Zufällen griff in seinen Traum. Straßen dehnten sich, Haft und Lärm umtoste ihn, Animierkneipen, in denen er gesessen hatte, tauchten auf, rotes Licht, Nischen, hochbusige Frauen in gestärkten Spitzenschürzen, aufdringlich, viel Puder im Gesicht. Ihre gurgelnden Stimmen, ihr widerwärtiges Lachen vernahm er noch deutlicher als in der Wirklichkeit. Plötzlich befand er sich wieder in Kaffeehäusern, sah fratzenhafte Spielergesichter, Kellner, die ihn schief musterten, vollbesetzte Tische, aus denen erregte Gespräche aufstiegen. Und alles fing mit einem Male zu kreisen an, wurde ungeheuer grell, fremd und chaotisch. Ein jäher Schrei weckte ihn auf. Deutlich konnte er sich noch entsinnen. Ja, er hatte im Traum auf einmal ausgegriffen, hilfeschreiend, stehend ...

Er wusch sich hastig und verließ sein Zimmer. Er lungerte entschlußlos herum. Er fand keinen Anfang und kein Ende mehr.

Erschreckend schnell vertat sich das Geld. Er fühlte sich sinken, immer unaufhaltsamer, immer grauenhafter. Er sah jeden Menschen traurig an, der seiner Arbeit nachging. Es stand ihm eine Beschämung in der Kehle. Er sah an sich herab, wie an einer zerfallenen Säule. Wie ein unbrauchbares Wrack kam er sich vor, wie ein aus aller Verbundenheit Ausgestoßener, der nun mit seiner Heimatlosigkeit und mit seinem Schmerz allein durch Düsternis und Irre lief. —

Als er einige Wochen gehungert hatte, fand er endlich den Mut, sich Arbeit zu suchen. Ueberall, wo er sich vorstellte, bettelte er fast. Er stand vor jedem Chef, vor jedem Meister wie ein verprügelter Schuljunge und wußte nicht das mindeste mit sich anzufangen. Oft sagte er überhaupt nur: „Ja" und wieder „Ja". Schließlich nahm ihn ein Buchbinder.

Dieser brachte den Heinrich Banzer wieder einigermaßen in Ordnung, wenn man so sagen darf. Er wußte wieder, was Morgen und Abend war. Seine Glieder bekamen wieder jene bestimmte Straffheit, die man durch geregelte Arbeit gewinnt. Seine Gedanken liefen nicht mehr verwirrt. Er erhob sich am Morgen, ging zufrieden an seine Arbeit und war müde am Abend. Jeder Sonntag war kurz, aber glücklich.

Er aß mittags in einer kleinen Garküche zwischen anderen Arbeitern, Hafterinnen, Fabrikmädchen, und deren Geplauder floß munter ineinander. Manchmal schaute er auf so ein Mädchen, schlug aber sogleich wieder den Blick nieder und aß mit einer Art verlegener Geschäftigkeit.

„Ja, glaubt ihr vielleicht, ich heirate, damit ich dann genau so wie jetzt ins Geschäft gehen muß? ... Das gibt's nicht bei mir. Auf einen solchen Mann pfeif' ich", sagte die lange Henni von der Zigarettenfabrik an einem Tage und schielte dabei zweideutig auf Heinrich Banzer. „Gestern waren wir im Theater, ich und mein Alter. . . Fein war's. . . Und, laßt euch sagen, er läßt auch was aufgehen. . . Einen Alusenstoff, blaue Seide, hat er mir gekauft. . . Schick, sag' ich euch . . . pikfein!" Sie spitzte dabei vielsagend ihren breiten Mund: „Und knutschen kann er . . . na, habt ihr einen Begriff . . ."

Die ganzen Mädchen waren ein Interesse.

„Na, weißt du, solche Männer sind auch nichts. . . Die wollen einen nur immer schön, und wenn man dann alt wird, pfeifen sie auf einen. . . Das ist auch nichts . . . was ich möcht', das ist so was Gemütliches, Heimliches. . . Er braucht meinetwegen gar nichts haben als seine Arbeit . . . und lieb muß er sein", meinte die Grete Weinbeiser.

„Pfui! . . . Pfui! Und dann womöglich fünf oder gar ein halbes Dutzend Kinder und nichts haben von seinem Leben!" spöttelte ein dickes Ding mit vollen Brüsten. „Ich sag' einmal soviel, ein richtiger Mann weiß von selber, was sich gehört, und eine richtige Frauensperson genau so. . . Im Grund genommen, sind die meisten Männer richtige Kinder! . . . Zum Beispiel die Olga. . . Der ihrer . . . ich war erst neulich wieder bei ihr, recht nett war's, gut leben zusammen die zwei . . . aber sie muß natürlich direkt seine Mutter machen. . . So was Tappsiges, hmhm. . . Zum Totlachen!" . . . „Aber das schlechteste ist das auch nicht", sprudelte die Grete Weinbeiser wieder heraus. Heinrich Banzer hob den Kopf und sah flüchtig hin. Auch sie schaute ihn an. Dann erhob man sich.

Etliche Wochen später — ganz zufällig — begegneten sich die beiden in einer Waschanstalt. Jeder wollte einen Bündel Wäsche abgeben. Und da kam man ins Gespräch. Schlank war die Grete Weinbeiser, ein scharfes Gesicht hatte sie, das ein wenig abgezögt war von Arbeit. Aus ihren ruhigen Augen blickte eine Festheit von Erfahrung. Ihre Stimme hatte einen guten streichelnden Klang. Sie verließen miteinander die Waschanstalt und gingen ein Stück Weges. Von da ab trafen sich die beiden jeden Abend. Es war Sommer. Man ging durch die dämmernden Straßen und mündete stets im Park. Heinrich Banzer wurde freier und leichter, wenn er neben Grete herging. Eigentlich sagte man stets das

Gleiche, aber es kam ihm vor, als hätte es jeden Abend einen anderen Klang. Wohltuend war es, ihren runden Arm zu küssen. Wie eingeschlossen von einer Wärme fühlte er sich.

Meistens endete man auf einer Bank und veratmete. Er sprach gar nichts. Sie streichelte ihn. Er lebte auf. Sie nahm sein Kinn und warf plötzlich ihren Mund auf den seinen, heiß und wild.

„Heinrich, Heini! . . . Du — Du . . . Ich tue alles, nimm mich. Du — Du" stöhnte sie und keuchte. Es war ihm, als erdrückte ihn ihr Körper, ein Atem voll Schwüle übergoß ihn. Ihre Worte bitten. Heinrich Banzer wurde hilflos. Auf einmal zerbricht etwas in ihm. Er sagt nichts . . .

Was ist denn das? Heinrich Banzer empfand zum ersten Male einen Menschen, der ihn anflehte. Ihn, der nach einem Halt, nach einer Mutter suchte.

*

Der andere Tag war ein Sonntag. Fast furchtsam öffnete Heinrich am Morgen die Augen. Er sprang aus dem Bett. Eine Zeit lang blieb er stehen und starrte. Wie hatte sie gestern gesagt, als man auseinander ging: „Und morgen, Kind, treffen wir uns erst später. Ich muß zu meinen Leuten. Vielleicht kann ich gar nicht weg . . . Warte jedenfalls nicht. Am Montag aber bestimmt, in der Garküche wieder." Wie hatte sie gesagt? Wie? „Kind!" Das log sie. Nein, das stimmte nicht! Sie war zu ihm gekommen mit einem Etwas, das ihm alles nahm, was er bis jetzt besessen hatte. Sie hatte ein Bild zerstört, um das er erst seit gestern ganz wußte. Er hatte seine Mutter klein gesehen, jämmerlich wimmernd, erbärmlich flehend.

Heinrich ging ratlos auf und ab im Zimmer. Wie das mitunter ist, wenn man auf einmal nicht mehr weiter weiß, blieb er stehen, und aus einer völligen Fremde heraus, ihm selber nicht gegenwärtig, sagte er tonlos: „Das ist ja nichts.... Ich kann ihr doch nicht helfen."

Er erschrak selber über seine dummen Worte und versuchte zynisch, seinen Mund zu verziehen, aber es gelang ihm nicht. Er zuckte mit den Achseln und kam sich einen Augenblick wie ein Held vor. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und brummte hämisch: „Hm, Weiber..."

Und es war ihm, als ersticke er in einem Esel. Dann riß er sich zusammen und war verwundert, wie entschlossen er geworden war. Er setzte sich an den Tisch, nahm Papier und Tinte und schrieb:

„Liebe Grete! Ich habe nach auswärts eine Stellung bekommen und mußte sofort abreisen. Telegraphisch rief man mich. Ich kann nicht mehr zu Dir. Lebe wohl! Dein Heinrich."

Einige Momente hielt er mit einer gewissen Schadenfreude den Brief in seiner Hand und überflog ihn immer wieder. Ganz sach-

lich zählte er dann sein ersparktes Geld, ließ die Logisfrau kommen und einigte sich mit ihr. Es war sonderbar. Noch nie war so ruhig und sicher gewesen.

Um 9 Uhr 30 Minuten sah er im Zug. Kurz zuvor hatte er dem Dienstmann den Brief für Grete übergeben. Sie konnte ihn nicht mehr erreichen.

Als der Zug anfuhr, stieg eine heiße Welle in all seine Glieder. Er blieb am Fenster stehen und sah über die weiten, kreisenden Flächen wie ein Mensch, der eine Angelegenheit zu seiner vollsten Befriedigung erledigt hat. Er dachte nicht im geringsten an Grete, auch nicht an die Stellungslosigkeit und an die nächste Zukunft.

Auf einmal — als er so ins Weite sah — fühlte er sich als ein ganzer Mann.

Tibetanische Priester als Schauspieler in London

Der Sprung von einem der hochgelegenen, sturmumwehten Klöster Tibets, des „Daches der Welt", auf die Bühne des Londoner Scala-Theaters ist gewiß ein gewaltiger, und wenn ihn ein paar Lamas ausführen, die ihr ganzes bisheriges Leben in strengster Einsamkeit verbracht haben, so ist das noch erstaunlicher. Diesen Sprung haben sieben tibetanische Priester gewagt, die in dem Film der Everest-Expedition mitwirkten und bei seiner Vorführung im Londoner Scala-Theater auftraten. Der Leiter der Everest-Expedition, Brigadegeneral C. G. Bruce, schildert nun in den „Times" die Eindrücke dieser Mönche in Europa. Ihr Führer war ein großer und berühmter Lama vom Gyantse-Kloster; die anderen sechs waren seine Schüler. „Ist es uns überhaupt möglich," fragt der General, „zu begreifen, was in diesen Männern während der letzten vier Monate vorgegangen ist? Man stelle sich ein Mönchsleben auf den Höhen des Himalaya vor, das von 4000 Meter Höhe durch das heiße Indien und über das ganze unbekannte Meer plötzlich nach London versetzt wird. Diese Philosophen waren vollkommen überzeugt, sie würden niemals zurückkehren. Sie reisten durch Indien bei heißem Wetter, und um sich abzukühlen, mußten sie zum erstenmal in ihrem Leben baden. Aber das Baden war keine Pein für sie, sondern während der ganzen Reise durch Indien mußten wir sie davon abhalten, zu viel zu baden. Sie gingen durch eine schier unbegreifliche Fülle von neuen Erlebnissen. Eisenbahn, Auto, elektrisches Licht — das alles erklärten sie zunächst für die Taten überirdischer Dämonen, aber nahmen es bald als alltägliche Erscheinungen hin. Nur mit dem Meer konnten sie sich nicht befreunden. Die See, so sagten sie, hätte Dämonen in ihre Körper geschickt, die sie sogar soweit brächten, ihre täglichen religiösen Zeremonien zu vergessen. Natürlich waren sie seekrank, und sie glaubten, daß sie diesen Zustand nicht überleben könnten. Sie warnten uns davor, daß der Reisegott durch den Zauber der Amulette, die sie trugen, uns dafür in die kälteste Hölle schicken werde, weil wir sie aufs Meer gebracht hätten. In der Londoner Umgebung lebten sie sich dann bald ein, denn der große Lama und seine jungen Schüler sind kluge Menschen, die gewohnt sind, in die Tiefe der Dinge zu schauen und sich nicht lange bei der Oberfläche aufzuhalten. Leider haben ihnen die Londoner Nebel, die sie natürlich auf die Untat von bösen Geistern zurückführen, sehr viel zu schaffen gemacht. Aber im allgemeinen sind sie von ihren Eindrücken sehr befriedigt und haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Europäer zu allem fähig sind.

Neue Ausgrabungen auf Kreta. Unter Führung der jungen Pariser Archäologin Fräulein Marthe Oulié wurden in der Nähe der Stadt Malia auf der Insel Kreta die Ruinen einer Stadt ausgegraben, die 2000 Jahre vor christlicher Zeitrechnung auf diesem Boden gestanden hat. Fräulein Oulié dürfte über ihre Forschungen am Sonnabend vor der Akademie der Wissenschaften berichten, mit deren Unterstützung sie ihre Ausgrabungen angestellt hat.

Die kluge Frau spart Geld durch Besuch der am Montag, 2. Februar, beginnenden Weißen Woche der bestbekannten Bettfedernfabrik Gustav Lustig, Prinzenstraße nur 46. Im Rahmen dieser immer freudig begrüßten Sonderveranstaltung gelten äußerst wohlfeile Vorzugspreise für Damenwäsche und Bettwäsche, einfachen und eleganten Genres, aus den eigenen Ateliers der Firma, ferner für weißes Mobiliar, wie Schlafzimmer-, Anrichte-, Garderoben- und Wäscheschränke, Spiegelspinde, komplette Schlafzimmereinrichtungen, weiße Bettstellen, Kinderbettstellen, Kinderwagen, Wickeltische, Waschtische u. dergl.

Das Herz.
Von F. Kort, Leiter des künstlichen Höhensonnenbades „Aktis".

Der unter obigem Titel im vorigen Jahre an dieser Stelle erschienene Artikel hat so lebhaftes Interesse erregt, daß ich ihn, bevor ich meine Artikelserie über andere Krankheiten beginne, noch einmal kurz wiederholen will, besonders, da durch die von mir empfohlene Behandlung viele hunderte, größtenteils schwer Herzkranke geheilt wurden.

Es ist noch gar nicht lange her, daß die medizinische Wissenschaft den Herzkrankheiten hilflos gegenüberstand. An das Herz konnte man nicht heran, und die starken Gifte (Digitalis usw.), die man berechtigterweise gebrauchte und noch, gebraucht, um Herzfeilen bei schweren Erkrankungen (Grippe, Lungenentzündung usw.) zu begegnen, können als Heilmittel nicht bezeichnet werden. Das hat sich glücklicherweise alles geändert, besonders durch die glänzenden Erfahrungen mit den elektrophysikalischen Heilmethoden. Selbst die hartnäckigsten, jahrlang bestehenden Herzkrankheiten können schnell gebessert und geheilt werden, besonders durch die noch viel zu wenig angewandte Diathermie, das sind hochfrequente Ströme, die sich im Körper in Wärme verwandeln. Ich kann also durch entsprechende Anordnung der Elektroden vollständig schmerzlos das Herz direkt behandeln und dadurch in verhältnismäßig wenig Sitzungen diese wunderbaren Erfolge erzielen. Ebenso wie bei dem Herzen sind die Erfolge der Diathermie auch bei den übrigen inneren Organen, Leber, Nieren, Galle, Magen, Blase, Milz usw., worauf ich noch in späteren Artikeln zurückkomme. Ich kann bei zahlreichen Herzkrankheiten, bei denen Diathermie mit großem Erfolge angewandt wird, hier nicht alle aufzählen. Selbst der Herzklappenfehler gehört dazu, selbst wenn er schon jahrelang bestanden hat. Ein zweites Gebiet, um ist die Herzbehandlung nach Professor Rumpf, die auch oft in kurzer Zeit die schwersten Herzkrankheiten geheilt hat. Aber wenn auch diese Heilmethoden die Herzkrankheiten sich verhältnismäßig leicht zu heilen sind und Herzkranke sich nicht mehr als Todeskandidaten zu betrachten brauchen, so soll man doch auf sein Herz mehr achten und die Heilung nicht auf die lange Bank schieben, denn Herzkrankheiten wirken oft verheerend auf den ganzen Organismus. Man warte nicht, bis der erste Schlaganfall eingetreten ist. Stiche in der Herzgegend, unregelmäßiger Puls, zu schnell oder zu langsam, zu hart oder fast unmerklich. Aussetzen des Pulses, Angstzustände, Schwindelanfälle usw. sind Warnungssignale. Man muß etwas für sein Herz oder das seiner Kinder (denn auch bei diesen treten schon oft Herzerkrankungen auf) tun. Man muß das Herz untersuchen lassen, was ja mit geringen Kosten verknüpft ist. Besonders die vollständig gefahrlose Herzdurchleuchtung mittels Röntgenstrahlen zeigt dem Arzt auf den ersten Blick das Herz in seiner Funktion, seiner Lage, seiner Größe usw. In Anbetracht der geringen Mittel, die manchem zu Gebote stehen, habe ich die Einrichtung getroffen, daß im künstlichen Höhensonnenbad „Aktis", Belle-Alliance-Platz 6a, in den politischen Sprechstunden, Dienstag und Donnerstag, abends von 7—8 Uhr, für wirklich Minderbemittelte die Röntgendurchleuchtungen zur Hälfte des schon an und für sich sehr niedrigen Preises ausgeführt werden. Für Bemittelte finden Herzuntersuchungen und Röntgendurchleuchtungen täglich von 10—1 und 4—7 Uhr, Sonnabends von 10—2 Uhr statt.